

Der deutsche Volksbote.

Offenbach 15. Januar

1833.

Nr. 4.

Der deutsche Volksbote wird vom 1. Januar 1833 an in dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung vorerst zweimal wöchentlich erscheinen und einen halben Bogen stark seyn, der unter Umständen noch eine Beilage erhält.

In gedrängter Darstellung und gemeinsäplicher Sprache soll der deutsche Volksbote die wichtigsten Thatfachen und Erscheinungen des öffentlichen Lebens mittheilen, und angemessene Betrachtungen daran knüpfen.

Der vorauszahlende Preis für sechs Monate ist 1 fl. in Offenbach, für Auswärtige findet ein mäßiger Postaufschlag statt. Bestellungen darauf nehmen alle löblichen Postämter und Buchhandlungen an.

Plangemäße Beiträge sind mit der Adresse: An die Redaction des deutschen Volksboten an die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung zur Weiterbesorgung einzusenden, und werden nach vorheriger Verabredung anständig honorirt. Den Einsendern ist völlige Verschwiegenheit ihres Namens zugesichert, vorausgesetzt, daß sie für die Wahrheit thatsächlicher Behauptungen nöthigen Falls den Beweis liefern. Anonyme Mittheilungen, sowie Mittheilungen ohne glaubhafte und leserliche Namensunterschrift, können nicht berücksichtigt werden. — Alle Einsendungen, die unverlangt geschehen, müssen portofrei gemacht werden. Für Bekanntmachungen jeder Art steht dieses Blatt offen; die Einrückungsgebühren betragen 4 kr. für die Zeile oder deren Raum.

Bredes'sche Buchhandlung in Offenbach am Main.

Zur Erinnerung an Das, was sich vom Jahre
1830 an bis heute begeben hat.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Mit dem Benehmen ihrer neuen Regierung gegen die anderen Regierungen und gegen die Völker in Europa, waren viele Franzosen nicht besser zufrieden. Kaum hatten die Franzosen ihre Revolution im Juli des Jahrs 1830 fertig gemacht, so meinten ihre Nachbarn — die Belgier — Sie könnten es eben so machen. Sie empörten sich also gegen ihren König und rissen sich von Holland los. Im Anfange hatten sie Lust, sich mit den Franzosen zu vereinigen. Aber der König von Frankreich wollte von Belgien nichts wissen. Das haben die Einen als eine große Mäßigung gepriesen; aber die Anderen haben es ihm als Furcht vor den übrigen Regierungen Europa's ausgelegt, welche von einer Vereinigung Belgiens mit Frankreich nichts hören mochten. Später bezeugten die Belgier einige Neigung, eine Republik zu machen und sich ohne König zu behelfen. Aber da mochte Louis Philipp denken: „Wenn die Belgier sich einfallen lassen, keinen König zu haben, so können wohl auch die Franzosen auf denselben Einfall kommen und dann ist es um mein eigenes Königthum geschehen.“ Darum sagten Louis Philipp und die anderen Fürsten in Europa zu den Belgiern: „Nichts von Republik! Aber zum Könige könnt Ihr euch wählen, wen Ihr wollt.“ Nun wählten die Belgier Diesen und Jenen; aber bald war Dieser und bald war Jener nicht recht. So ist es denn den Belgiern ergangen, wie einstmalen dem Schildknappen des berühmten Ritters Don Quixote, den sie Scher-

zeshalber zum Statthalter gemacht und an eine reichlich versehene Tafel gesetzt hatten. Aber als er zulangen wollte, deutete der Leibarzt auf die Schüssel und ließ sie wieder abtragen, weil die Speise nicht zuträglich sey für die Gesundheit des Herrn Statthalters; und also mußte der arme Statthalter hungrig wieder vom Tische aufstehen. Endlich ließ man es jedoch geschehen, daß die Belgier den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zu ihrem Könige ernannten, welchem später Louis Philipp eine seiner Töchter zur Frau gab. Allein der König von Holland wollte den neuen König von Belgien und die Grenzen seines neuen Königreichs nicht anerkennen. Daher sah sich der Schwiegervater dieses Letzteren veranlaßt, mit Heeresmacht zweimal gegen die Holländer auszugehen. Was dabei am Ende herauskommt, weiß man noch nicht; wohl aber weiß man, daß den Franzosen das Kriegsspiel, das sie in Belgien gespielt haben, Geld und Menschen gekostet hat.

Nicht viel anders ging es mit Italien. Auch im mittleren Italien hat sich ein Theil der Bewohner gegen den Papst und gegen den Herzog von Modena empört. Da rüsteten sich die Destreicher, um daselbst die alte Ordnung, wie sie es nennen, wieder herzustellen. Und nun erklärten die französischen Minister in der Kammer der Abgeordneten, sie würden es nicht zugeben, daß die Destreicher in das Gebiet des Papstes einrückten. Die Destreicher kümmerten sich nichts darum und rückten dennoch ein. Jetzt glaubte alle Welt an Krieg. Aber die französischen Minister versicherten, sie hätten in Wahrheit das Einrücken der Destreicher nicht zugegeben, sondern sie hätten es nur geduldet; und zwischen nicht Zugeben und nicht Dulden sei doch ein Un-

terschied. *) Ueber diesen superfeinen Unterschied ihrer Minister haben die Franzosen stark die Köpfe geschüttelt. Zwar ließen sich die Minister später einfallen, einige tausend Mann Soldaten in die päpstliche Stadt Ancona zu schicken; allein hierdurch sind die Destreicher nicht aus dem Lande gekommen, und was noch sonst bei der Spazierfahrt nach Ancona herauskommen soll, das will der Volksbote seinen Lesern nicht verrathen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschlüsse des deutschen Bundes vom 28. Juni 1832. Der Eindruck, welchen die Verkündigung der Bundesbeschlüsse in ganz Deutschland gemacht. Die zahlreichen Rechtsverwahrungen gegen diese Beschlüsse, fast aus allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes und mit Tausenden von Unterschriften versehen. Die vielen Druckschriften, welche über die besagten Bundesbeschlüsse erschienen sind und worin verlangt wurde: 1. daß diejenigen Minister, welche ihre Einwilligung dazu gegeben, in den Anklagestand versetzt, so wie 2. daß die Landstände diesen Ministern die Steuern verweigern sollen. Die wenigen Schriften, welche zur Vertheidigung der Bundesbeschlüsse erschienen sind. Die ersten Schritte in der 2. Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen, in Betreff der Bundesbeschlüsse. Die versuchte Vertheidigung derselben von Seiten des Großherzogl. Hessischen Staatsministeriums, in dem an die 2. Kammer der hessischen Stände am 5. Januar 1832 erlassenen Rescripte u. s. w.

Nicht wahr, lieber Leser, das ist Vieles auf ein Mal? Du glaubst wohl, der deutsche Volksbote hat Steine im Sack, oder gar einen ganzen Sack voll Steine, die er hier ausleert, um nach allen Seiten um sich herum zu werfen? Mit nichten! Der Volksbote wüßte freilich über die Dinge, welche der Titel besagt, gar Manches zu erzählen; allein er muß mit jenem Berliner sprechen: „Es gienge wohl, aber es geht nicht.“ Gibt es doch sonst auch noch manches Buch, woran der Titel das Beste ist, und so mag sich denn auch hier der Leser am Titel dieses Aufsatzes genügen lassen, und an der Anzeige

*) Da hatte es also das französische Ministerium grade so gemacht, wie der Seher des deutschen Volksboten. Der hatte es auch nicht zugegeben, daß die Destreicher nach Bologna marschirten.

Anmerk. d. Sehers.

von allen Siebensachen, über welche wir ihm ein Weites und ein Breites berichten könnten, wenn nicht — —. Denn es hat seine ganz eigene Bewandniß mit den Bundesbeschlüssen. So viel hat der Volksbote heraus, daß man dieselben rühmen und loben darf, wie man Lust und Lieb' hat; und es wundert ihn nur, daß das deutsche Volk von dieser Pressfreiheit und Redefreiheit so wenig Gebrauch macht. Andere meinten dagegen: „Darf man loben, so wird man auch tadeln dürfen.“ Allein diesen ist es schlecht bekommen. Ferner hat der Volksbote am Schlusse des Großherzogl. Hessischen Ministerialrescripts vom 5. Januar d. J. gelesen: daß die Regierung keine Wirksamkeit der Landstände dulden könne und werde, welche auf die Anträge eingehe, die in der 2. Kammer wegen der Bundesbeschlüsse gemacht worden seyen. Er meint also: „Sollen die Landstände nicht darauf eingehen, so soll es noch weniger der Volksbote; und auf jeden Fall mögen's die Landstände erst ausbeissen.“ Was würde es helfen, wenn er darüber hin und her reden und schreiben wollte? Der Leser würde, von wegen der Censur, doch nur eine leere Stelle finden. Also: Punctum!

2.

Tagesneuigkeiten.

Türkei. Die ottomanische Pforte kracht in allen Fugen. Ibrahim Pascha, mit seinen Aegyptern, drängt immer mehr auf sie los. Wie es heißt, will der Kaiser Nicolaus sie mit russischem Eisen beschlagen lassen, damit sie noch eine Weile zusammenhält; und mit englischem Golde soll der Macherlohn bezahlt werden. Ob sich wohl die Arbeit verlohnen mag?

Italien. Drei Wochen nach dem 18. December des vor. J., Punct 12 Uhr um Mitternacht, hat alle Gottlosigkeit aufgehört, wenn man nur gut katholisch gewesen ist. Der Papst hat nämlich am 18. Dec. auf drei Wochen einen Ablass aller Sünden ausgeschrieben, zur Abwendung der jetzigen großen Gefahren der Kirche und zur Vernichtung der Gottlosen. Mit zweimaligem Besuche der Kirche und mit etwas Fasten ist Alles abgethan.

Frankreich. Der Krieg muß vor der Thüre seyn! Der russische Gesandte in London hat ein Mittagessen beim französischen Gesandten ausgeschlagen; und der französische Gesandte in Wien hat dem russischen Gesandten nicht zum Namenstage seines Kaisers gratulirt. Die französische Armee muß sich jetzt von einem Fuß auf den andern stellen. Erst stand sie auf dem Friedensfuße, dann auf dem Kriegsfuße und nun soll sie auf den „Versammlungsfuß“ gestellt werden. Dieser nagelneue

Fuß ist genau die „richtige Mitte“ zwischen den beiden andern Füßen, wozu das jetzige französische Ministerium das Maas genommen hat. Unter der Hand bleibt indessen das französische Volk auf dem alten großen Steuerfuße stehen, oder vielmehr der Steuerfuß auf ihm.

Belgien. Der General Chasse beschwerte sich unlängst gegen einen französischen General, daß man sich, ungeachtet der großen Ueberlegenheit an Mitteln und Kräften, auch noch des großen Lütticher Mörsers gegen die Citadelle von Antwerpen bedient habe. Zur Entschuldigung bemerkte der Franzose: Man habe damit dem Könige Leopold ein Vergnügen machen wollen. Was doch Alles den Königen Spaß macht! — Vor einigen Tagen erklärte ein belgischer Minister in der Deputirtenkammer, daß die Regierung die Kriegskosten den Holländern in Rechnung zu bringen gedenke, und daß die fünf Mächte die Gerechtigkeit dieser Forderung bereits anerkannt hätten. Wer dem Könige von Belgien darauf borgen will, der kann's thun. — Die belgischen Deputirten, so wie die englischen und französischen Zeitungsschreiber, sind jetzt mit der belgisch-holländischen Frage ganz im Reinen. Sie haben herausgebracht, daß die Sache noch nicht ausgemacht worden, und sie sind nur noch darüber ungewiß, ob dieselbe bis zum Anfange des Endes, oder bis zum Ende des Anfanges gekommen ist. Einstweilen haben die Belgier dem Marschall Gerard einen Ehrendeggen zum Geschenk gemacht, damit er noch ein Mal für sie fechten kann. Auch haben sich's die Franzosen in einem Documente schwarz auf weiß von den Belgiern geben lassen, daß sie bei Antwerpen viel Courage gezeigt haben. NB. Das Document ist in Pergament eingebunden.

Das Märchen von der Freiheit.

Es war einmal Einer, der war Michel geheißen, und weil er deutsch redete, so nannte man ihn den deutschen Michel. Als er noch jung und dumm war, hatte er mehrere Vormünder. Diese machten es, wie es die Vormünder öfters machen, d. h. sie aßen ihm mitunter das Brod vor'm Munde weg; sie pflügten mit seinen Ochsen und thaten seine Früchte in ihre Scheuern ein, und wenn er ungeberdig wurde, so bekam er Ohrfeigen. Das ließ sich der Michel gefallen. Er hatte aber einen guten Appetit und ein großes Maul. Wenn er kein Brod bekommen konnte, so wußte er sich Kartoffeln zu verschaffen, die er mit viel Lust verzehrte, selbst wenn er kein Salz dazu hatte. So geschah es denn, daß Michel groß und stark wurde und tüchtige Fäuste be-

kam, während seine Vormünder alt und schwach wurden. Als Michel groß und stark geworden und etwas weniger dumm, als früher, war, geschah es einstmalen, daß die Vormünder bei schmutzigem Wetter mit einem Karren in's Feld fuhren. Sie kamen bis an einen Berg. Jetzt konnten die Ochsen den Karren nicht mehr weiter bringen. Alles Peitschen half nichts: der Karren stand im Dreck und die Ochsen am Berge. Da riefen die Vormünder den Michel herbei und sagten: „Michel, hilf uns den Karren aus dem Dreck ziehen.“ Und da er ein handfester Kerl war, so schob er und schob, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, und es gelang ihm endlich, den Karren wieder in Gang zu bringen. Nun kam jeder Vormund zu ihm, Einer nach dem Andern, und sprach: „Michel, du hast mir einen guten Dienst geleistet, dafür sollst du jetzt frei seyn und ich will dir keine Ohrfeige mehr geben.“ Wer war froher, als unser Michel? Er jubelte laut auf und schrie: „Freiheit! Freiheit!“ daß man's über drei Häuser hinaus hören konnte. Dieser Lärmen wurde aber den Vormündern zu arg. Uebermals kam Einer nach dem Andern und sagte: „Michel, es klingt zu hart in meinen Ohren, wenn du schlechtweg „Freiheit!“ rufest; willst du rufen, so rufe lieber: „konstitutionelle Freiheit!“ Das war ihm auch recht und er schrie nun: „Konstitutionelle Freiheit!“ Aber er schrie bis in die dunkle Nacht hinein, daß seine Vormünder nicht schlafen konnten. Da kamen dieselben Alle zusammen, beriefen den Michel zu sich und sprachen: „Wir haben beschlossen und beschließen, wie folgt: Wenn du fortan in deinem gereizten und krankhaften Zustande dich unterstehst, unseren nächtlichen Schlummer durch den Ruf: „„konstitutionelle Freiheit““ zu stören, so sollst du einen derben Schlag in dein Gesicht bekommen und zwar an die Stelle, allwo die Ohren am Kopfe angewachsen sind.“ Jetzt wurde der Michel bitterböse und rief: „Ich lasse mir von Euch kleinen Knipsen keine Ohrfeigen mehr geben! Ihr habt mir ja selbst versprochen, daß ich keine mehr bekommen soll, und Ihr habt mir ja selbst erlaubt, daß ich nach Herzenslust „konstitutionelle Freiheit“ rufen darf.“ Hierauf erwiderten die Vormünder: „Lieber Michel, du bist durchaus im Irrthum, denn

1. ist es noch sehr zu bezweifeln, ob ein Schlag an die besagte Stelle Deines Gesichts, als eine eigentliche und wahrhaftige Ohrfeige mit Grund Rechtens angesehen und betrachtet werden könne, — und

2. ist es zwar richtig, daß dir jeder Einzelne von uns versprochen hat, daß du keine Ohrfeigen mehr bekommen sollst, und daß dir jeder Einzelne von uns erlaubt hat, nach Herzenslust „konstitutionelle Freiheit!“ zu rufen.

Allein, was dir jeder Einzelne versprochen und erlaubt hat, haben dir nicht Alle zusammen versprochen und erlaubt. Wir Alle zusammen können etwas ganz Anderes beschließen, als was jeder Einzelne beschlossen hat, und dann bast du nichts weiter dreinzureden, sondern unsern Willen zu thun. Also“ —

Darauf wollte der Michel abermals die Antwort nicht schuldig bleiben; aber nun fuhren ihm die sämtlichen Vormünder mit ihren Händen vor den Mund. Und so stehen sie noch jetzt beisammen, wenn sie seither nicht auseinander gegangen sind. 2.

Correspondenz-Nachricht.

* Aus dem Großherzogthume Hessen, Anfang Januar's. Der erste Wahlbezirk der Provinz Oberhessen (Hungen) hat bekanntlich viermal zum Abgeordneten gewählt. Zuerst (zweimal) Schulz in Lich, dann Hundeshagen, zuletzt Dr. Strecker. Letzterer hat nun ein Schreiben an seine Wahlmänner erlassen, welches sehr löbliche Gefinnungen ausspricht, und von dem ich Ihnen den Schluß nachstehend mittheile:

„So freudig ich die Nachricht der mir durch Ihre Wahl zu Theil gewordenen Auszeichnung empfangen: eben so freudig werde ich mich stets bemühen, Ihren Anforderungen, den Anforderungen meines Vaterlandes, zu entsprechen, wenn die zweite Kammer unserer Landstände nicht erlangen sollte, daß Ihre Wahl des Herrn Landrichter Schulz für gültig erklärt und dieser ächte deutsche Mann dem Vaterlande als Volksvertreter gewonnen werden könnte.“

„Wird dieser mein aufrichtiger Wunsch, den alle wahren Vaterlandsfreunde mit mir theilen müssen, nicht erfüllt, so folge ich gerne meinem neuen Verufe als Abgeordneter Ihres Wahlbezirks, dessen Bewohner so festen Sinn und unerlöschlichen Muth zur Erhaltung der geseglichen Ordnung bewiesen haben. Der Volksvertreter dieser wackern Hessen muß also ganz besonders im Wirken und Streben für des Volkes heilige Rechte und Freiheit gleichen Sinn und gleichen Muth beweisen.“ —

Ja, auch jetzt noch Dank den braven Männern von Melbach, Södel, Wölferheim! Dank ihnen, und — für erhaltene Bunden, insoferne das Irdische des Irdischen noch bedarf: Mitleid und Entschädigung!

An

Karl von Rotteck,

Bürgermeister der Stadt Freiburg im Breisgau.

Sey gegrüßt,
Mann der Wahl, des Vertrauens!

Zwölf hundert vier und vierzig stiegen
Die Rathhaustreppe hinauf,
Stürmisch, emsig,
Trugen Bettel in der Hand,
Kein gefaltet, —
Gaben sie ab,
Ungeduldig harrend
Des Erfolges.

Denn das ist gerade
Das Übliche, Trefliche
Freier Wahlen durch das Volk:
Daß Jeder hier der Wichtige,
Der Nothwendige ist,
Der Mann seines eignen Entschlusses,
Und daß doch nur Viele,
In gleichem Gedanken
Und gleichem Entschlusse sich begegnend,
Die Waagschale sich senken lassen können,
Ober steigen.

Dem Bürgermeister gilt's
Der altberühmten Freiburg
Im schönen Breisgau!

Ha, wenn noch vor Monaten
Parthei-Ansicht da, dorthin schwankte,
Wie erschien sie jetzt gebundener
Und einiger!

„Ist Rotteck nicht seit Jahren
Unser Mitbürger?
Unser Freund? Auf dem Landtage in Karlsruhe
Der Stadt, des Landes rüstiger Vertreter?
Lebt er nicht mit den Seinen unter uns,
Als wären sie die Unsern,
Wir Alle die Seinen? —
Führte er nicht Jünglinge
Aus weit entlegener Ferne
In uns're Gegend,
Seinem Worte
Begierig lauschend?
In seinem Blicke,
Der so mild ist und der doch so fest seyn kann,
Sich gerne sonnend?
Ja, er sey's! Rotteck sey
Der Bürger Meister!“ —

So hatten
Neun hundert sieben und zwanzig
Von Denen gesprochen,
Welche die Rathhaustreppe,
Stürmisch, emsig,
Bettel tragend in der Hand,
Kein gefaltet, —
Hinaufgestiegen waren,
Und ihr Wort galt,
Ihre Freude über's Selungene
Geh't durch's Vaterland, —
Das große.

Wohl verdient Preis der Gau!
Frei sey die Burg, die Stadt,
Unter Deiner Leitung
Noch fester in diesem Sinne.

Sey gegrüßt,
Mann der Wahl, des Vertrauens!

M i s c e l l e.

In der ersten Nummer des Volksboten hat der Leser gefunden, daß das französische Volk im J. 1830 Denkmünzen schlagen ließ, zu Ehren derjenigen Abgeordneten, welche dem Minister Polignac tapferen Widerstand geleistet, und welche von diesem ihres Amtes entsetzt wurden, wenn sie vorher im Staatsdienste gestanden hatten. Auch das bairische Volk hat unter Anderen einen eifrigen und muthigen Abgeordneten, welcher Karl von Rotteck heißt und an der Hochschule zu Freiburg Lehrer gewesen ist. Kürzlich hat die Regierung in Karlsruhe dem Abgeordneten von Rotteck verboten, den Studenten in Freiburg fernere Vorlesungen zu halten; und kürzlich ist in Augsburg eine Denkmünze zu Ehren des Abgeordneten von Rotteck geprägt worden, welche stark verkauft wird und noch jetzt für billiges Geld zu haben ist. Also: Dort wie hier! 2.